

Abdallah Frangi
Der Gesandte

Abdallah Frangi

Der Gesandte

Mein Leben für Palästina
Hinter den Kulissen der Nahost-Politik

HEYNE <



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Redaktion: Dr. Annalisa Viviani

Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: David Hauptmann, Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung eines Fotos von
© ullstein Bild – Reiche
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-453-19354-3

www.heyne.de

Dieses Buch widme ich unserem Sohn Baschar, der am Abend des 3. Februar 2011 in seiner Berliner Wohnung an einem Herzinfarkt starb.

Baschars Lebensmotto war Freiheit und Gerechtigkeit für alle Völker. Er hat mich in meiner Arbeit durch Kritik und Ermutigung unterstützt. Ein freier, unabhängiger Staat Palästina war sein Traum. Er hat mich auch gedrängt, dieses Buch zu schreiben. Leider durfte er weder das Erscheinen dieser Biografie noch einen freien Staat Palästina erleben.

Baschar, du wohnst in meinem Herzen, und ich bin stolz, dein Vater zu sein.

Baschar, du fehlst so sehr. Wir alle vermissen dich.



Inhalt

- 9 Vorwort
- 11 »Aber es gibt kein Palästina ...«
- 16 Eine Welt ohne Angst
- 27 Mein Vater, Scheich Hassan
- 35 Die Vertreibung
- 48 »Unser Gott ist nicht der ihrige«
- 64 Der Suezkrieg
- 75 Die Fatah wird gegründet
- 86 Ein faszinierendes Land
- 95 Hayel, Hani und Nabil
- 104 »In Palästina sehen wir uns wieder«
- 121 Wo gehöre ich hin?
- 134 »Ha-ha-ha, al Fatah ist da!«
- 148 Ein September in Amman
- 159 Anschlag auf die Olympischen Spiele
- 173 Heimatlos
- 187 Gewehr oder Ölweig?
- 201 »Wann kommst du an die Reihe?«
- 219 Spannungen mit Syrien

- 232 »Man weiß jetzt, wer David und wer Goliath ist«
- 244 Zerreißproben
- 258 Der Aufstand der Steine
- 273 Ein virtueller Staat wird proklamiert
- 287 Arafat heiratet
- 301 Viel Text und wenig Substanz?
- 313 Arafat in Bonn
- 322 »Ich brauche dich in Deutschland«
- 335 Erez Israël
- 349 Die Nahostpolitik der USA
- 355 Das System Arafat
- 366 Scharons Stern geht auf
- 379 Arafats Belagerung und Tod
- 385 Schüsse im Zelt
- 391 Der Bruderkampf
- 403 Endzeit in Gaza
- 408 Abbas tritt aus dem Schatten Arafats
- 414 Eine griechische Tragödie?
-
- 424 Personenglossar
- 426 Personenregister
- 432 Bildnachweis

Vorwort

Bereits im Jahr 2004 tauchte die Idee auf, mein Leben niederzuschreiben. Die Anregung kam von meiner Frau Benita; zu diesem Zeitpunkt konnte sie mich jedoch nicht von der Notwendigkeit einer Biografie überzeugen. Trotzdem begann sie 2005 mit einer Gliederung, verfasste die ersten Abschnitte über meine Herkunft, meine Familie und zeichnete meinen politischen Werdegang auf. Wann immer sie Gelegenheit fand, fügte sie Erlebnisse und Begebenheiten hinzu und puzzelte an meiner Biografie, sodass im Lauf der Zeit ein Gerüst entstand. Sie notierte alle meine Aktivitäten, sammelte sämtliche Veröffentlichungen und führte in dieser Weise ein »politisches Tagebuch«. Immer wieder versuchte Benita mich zu überzeugen, dass es an der Zeit wäre, sich an einen Verlag zu wenden, stieß bei mir aber auf taube Ohren – ich hatte zu viel zu tun und brachte die Energie nicht auf. Später erwies sich Benitas Vorarbeit als außerordentlich hilfreich.

Den eigentlichen Anstoß, Benitas Idee in die Tat umzusetzen, gab Peter Brinkmann, ein Berliner Journalist, den ich seit mehr als vierzig Jahren kannte und dessen Weitsicht, politische Erfahrung und Ausgewogenheit ich schätzte. Peter Brinkmann besuchte mich 2009 in Palästina, wohin ihn eine Reportage über den Tunnelbau der Hamas im Gazastreifen geführt hatte. Bei unseren Gesprächen über die alten Zeiten und die aktuelle Entwicklung Palästinas schnitt er auch das Thema einer Biografie an – gerade beim derzeitigen Stand der Dinge, sagte er, halte er ein Buch über mein politisches Leben für sinnvoll. Aber, so fügte er hinzu, man werde sich für dieses

Projekt der Mitarbeit eines versierten Schreibers versichern müssen. Er versprach, sich darum zu kümmern, rief mich im März 2010 an und sagte: »Ich habe nicht nur einen guten, ich habe den besten Schreiber für dein Buch gefunden – Leo G. Linder.«

Der Name sagte mir nichts, und ich blieb skeptisch. Ein Buch, gerade jetzt, da ich mich nicht in Deutschland befand und in Ramallah mehr als genug zu tun hatte? Wie würde sich der Zeitaufwand mit meiner Arbeit vereinbaren lassen? Ich hielt den Zeitpunkt immer noch für ungünstig und gab meine Reserve erst auf, als ich Leo G. Linder kennenlernte.

Er besuchte mich in Ramallah, blieb fünf Wochen und führte täglich stundenlange Gespräche mit mir, oder besser: ließ mich erzählen, legte auch auf scheinbar Nebensächliches wert und öffnete mir den Weg zurück in die Kindheit, holte selbst verschüttete Erinnerungen aus der Tiefe hervor. Mit ihm lebte ich mein Leben noch einmal durch. Wie gut er sein Gegenüber verstand, zeigte sich auch, als es ans Schreiben ging und Linder für meine Erinnerungen eine überzeugende, ausdrucksvolle Sprache fand. Sein Einfühlungsvermögen hat die Zusammenarbeit für mich zu einem Erlebnis gemacht, und der Erfolg, den dieses Buch für mich bedeutet, ist auch seinem Einsatz, seiner Geduld und seinem Können zu verdanken.

»Aber es gibt kein Palästina ...«

Am Abend des 28. November 1962 landete ich in Frankfurt am Main. Zum ersten Mal betrat ich deutschen Boden.

Meine Maschine kam aus Kairo, aber aufgebrochen war ich zu dieser Reise in Gaza, wo meine Familie seit ihrer Vertreibung lebte, wo ich zur Schule gegangen war, wo ich kurz zuvor das Abitur gemacht hatte. Der Frankfurter Flughafen war damals nicht groß, nach wenigen Schritten stand man vor dem Schalterhäuschen, in dem der Zollbeamte saß, der die Passkontrolle durchführte. Ich reichte ihm meinen Pass. Er betrachtete ihn, wendete ihn hin und her, schaute dann auf und fragte: »Was ist das?« – »Mein Pass«, sagte ich. Die Antwort befriedigte ihn nicht. »Woher kommen Sie denn?«, wollte er wissen. »Aus Palästina«, antwortete ich. Er nahm die Auskunft mit einem Kopfschütteln zur Kenntnis. »Aber es gibt kein Palästina ...«, sagte er. Nicht unfreundlich, nur ratlos.

Tatsächlich war das, was er in Händen hielt, ein »Laissezpasser«, ausgestellt von einer ägyptischen Verwaltungsstelle, ein Reisedokument, das mich nicht als Palästinenser, sondern als palästinensischen Flüchtling auswies. »Also, es gibt kein Palästina«, stellte der Beamte im Schalterhäuschen noch einmal fest. Und dann benutzte er ein deutsches Wort, das mir nur allzu vertraut werden sollte, er sagte: »Mithin staatenlos.« Ich verstand kein Deutsch, aber es klang wie »stateless«, und ich machte mir meinen Reim darauf. In jenem Augenblick wurde mir mein Zustand zum ersten Mal bewusst. Das Land, aus dem ich kam, existierte gar nicht. Dieses Erlebnis saß mir fortan wie ein Stachel im Fleisch.

Ich kam mit der Absicht, in Frankfurt Medizin zu studieren. Dieser Grund hatte mich, den 19-Jährigen, von der Küste des östlichen Mittelmeers nach Deutschland geführt. Und eigentlich hätte es bei einem Gastspiel von absehbarer Dauer bleiben sollen, denn ich war entschlossen, als Arzt nach Hause zurückzukehren. Dass mir stattdessen die Aufgabe zufallen würde, Freundschaft zwischen meinem Gastland und meinem Volk, zwischen Deutschland und den Palästinensern, zu stiften, habe ich mir nicht im Traum vorgestellt. Dass diese Aufgabe erfüllbar wäre, hätte ich nach meinen ersten Erfahrungen in Deutschland wiederum nicht zu hoffen gewagt.

Es war verwirrend. Was die Welt als Nahostkonflikt bezeichnete, ließ sich für mich bis dahin auf die einfache Formel bringen: Uns war Unrecht geschehen. Unrecht durch die Engländer, die als Kolonialherren die Einwanderung der Juden nach Palästina begünstigt hatten, Unrecht durch die Israelis, die uns unserer Heimat beraubt hatten. In Deutschland verstand ich allmählich, dass dieser Konflikt aus westlicher Sicht eine ganz andere Dimension hatte. Denn für Europäer wie Amerikaner waren Recht und Moral im Nahen Osten in einen scheinbar unauflöselichen Widerspruch geraten: hier der aus moralischen Erwägungen nicht zu bezweifelnde Anspruch der Juden auf einen eigenen Staat, dort der rechtlich begründete Anspruch der ehemaligen Bewohner Palästinas auf Heimat. Wie in einer griechischen Tragödie stand das eine gegen das andere, war das eine nicht durchzusetzen, ohne das andere zu verletzen.

Bei der Zuteilung von Sympathie nun gab das schlechte Gewissen der westlichen Welt den Ausschlag. Ich stellte fest, dass Israel in jedem Fall ein höheres moralisches Recht zugebilligt wurde als den Arabern, und das Recht der Palästinenser auf Heimat wog wenig, wenn auf der anderen Seite die Leidensgeschichte der Juden in die Waagschale geworfen wurde. Nicht verwunderlich, dass Anfang der 60er-Jahre vor

allem in Deutschland die moralische Betrachtungsweise vorherrschte, dass die Parteinahme für Israel bare Selbstverständlichkeit war. Dem Standpunkt des Rechts dagegen Geltung zu verschaffen, musste aussichtslos erscheinen.

In den zweiundvierzig Jahren, die ich als Sprecher, Fürsprecher und Vertreter Palästinas in Deutschland verbrachte, habe ich es dennoch versucht. Ich habe dabei Rückschläge erlebt wie im Spätsommer 1972 nach dem Terroranschlag auf die Olympischen Spiele in München, als sich die verständliche Empörung der Deutschen in der Ausweisung von mehr als dreihundert Palästinensern Luft machte – auch ich wurde damals des Terrorismus beschuldigt und abgeschoben. Umso erstaunlicher, dass ich mit der Zeit Gehör fand, bei der deutschen Bevölkerung wie bei den deutschen Politikern. Und schließlich waren es die Deutschen, denen ich meinen ersten ordentlichen palästinensischen Pass verdankte.

1994 sah es so aus, als stünde einem Staat Palästina nichts mehr im Wege. Arafat war in die von Israel besetzten Gebiete zurückgekehrt, und mit ihm alle, die in den vergangenen Jahrzehnten mit den Mitteln des bewaffneten Kampfes und der Diplomatie auf diese Rückkehr hingewirkt hatten. Und vor meinem Bonner Büro wehte seit Kurzem die Flagge Palästinas. In dieser Situation machte sich der Bundestagsabgeordnete Hans-Jürgen Wischnewski dafür stark, die neuen palästinensischen Pässe in Deutschland herzustellen. Ben Wisch, wie er allenthalben genannt wurde, lag die arabische Sache seit Langem am Herzen, und es gelang ihm, die Bundesdruckerei in Berlin für diesen Plan zu gewinnen. Der damalige Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Carl-Dieter Spranger, unterstützte das Vorhaben, und 1996 wurden tatsächlich 1,5 Millionen Pässe gedruckt und an die palästinensische Autonomiebehörde ausgeliefert – als Geschenk der Bundesrepublik Deutschland. Vierunddreißig Jahre, nachdem mich ein deutscher Beamter auf dem Frankfurter Flughafen

darüber belehrt hatte, dass es kein Palästina gebe, hielt ich einen in Deutschland gedruckten Pass in Händen, der mich als Bürger eben dieses Landes auswies! Für mich ging damit ein politischer Traum in Erfüllung.

Seitdem gehört die Bundesrepublik zu den zuverlässigsten Freunden Palästinas, unabhängig davon, welche Partei die Regierung stellt – eine bemerkenswerte Entwicklung. Es ist wohl so: Nur weil Deutschland unbezweifelbar zu seiner Schuld und seiner Verantwortung gegenüber Israel steht, kann es eine Politik betreiben, die dem Anspruch der Palästinenser gerecht wird, ohne gegen das moralisch Gebotene zu verstoßen.

Jahrzehntelang war ich zwischen Bonn und dem Nahen Osten gependelt, hatte Kontakte zwischen deutschen Politikern und den führenden Köpfen des palästinensischen Widerstands hergestellt und politische wie persönliche Beziehungen zwischen Vertretern beider Völker geknüpft. Am 11. November 2004 saß ich wieder einmal in einem Flugzeug. Diesmal war ich auf dem Weg nach Kairo, und diesmal war es die Maschine des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac, die den Leichnam Yassir Arafats von Paris nach Ägypten brachte. Während des Flugs beschloss ich, in Palästina zu bleiben und meine politische Arbeit in Gaza fortzusetzen. Es ging nun darum, das Werk Arafats weiterzuführen, und an Ort und Stelle konnte ich mehr dazu beitragen als aus der Ferne.

Damit kehrte ich einem Land den Rücken, dem ich viel verdankte. Ein Land, in dem ich mich von Anfang an beheimatet gefühlt hatte, ein Land, das mir lange Jahre die Heimat ersetzt und offenbar auf mich abgefärbt hatte. In einer Diskussion hatte sich Daniel Cohn-Bendit einmal erlaubt, mich als »germanisierten Palästinenser« zu bezeichnen – ich muss bei diesem Gedanken schmunzeln. Und Arafat pflegte uns spöttisch, aber keineswegs unfreundlich, »die deutsche Bande« zu nennen, mich und die anderen Mitglieder des Zentralkomitees

von al Fatah, die wie ich in Deutschland studiert hatten. Wir besaßen ein Gespür für die Stimmung in Deutschland und Europa. Wir hatten das politische Handwerk in Deutschland erlernt, deutsche Politiker waren unsere Vorbilder oder Mentoren gewesen, und auch nachdem wir in Schlüsselpositionen aufgerückt waren, behielten wir unseren deutschen Stil bei.

Bis zum heutigen Tag aber haben wir unser Ziel eines unabhängigen, lebensfähigen palästinensischen Staates nicht erreicht. Nach wie vor ist der Nahostkonflikt die schwärende Wunde, die die Welt vergiftet. Als jemand, der 1943 geboren wurde, vermag ich die Geschichte dieses Konflikts als Lebensgeschichte zu erzählen. Und als jemand, der hinter die Kulissen der palästinensischen wie der deutschen Politik geblickt hat, glaube ich, einiges zur Erhellung dieser Geschichte beitragen zu können. Was mich in diesem Unterfangen zusätzlich bestärkt, ist eine Erfahrung, die ich als Gefangener der Israelis im Jahr 1967 in den Gefängnissen von Hebron und Bethlehem gemacht habe.

Nach monatelangen Verhören saß ich eines Tages nicht mehr einem israelischen Offizier gegenüber, sondern gewöhnlichen Israelis, eingewandert aus den verschiedensten Ländern Europas und Nordafrikas, aus Polen, Marokko, dem Jemen und Griechenland, und alle erzählten einfach die Geschichte ihres Lebens. Ein jüdisches Schicksal nach dem anderen rollte vor mir ab, in alltäglichen Worten geschildert, mit ruhiger Stimme vorgetragen, und aus der anonymen Masse meiner Feinde schälten sich mit einem Mal einzelne Menschen mit individuellen Biografien heraus. Die Gründe für meinen Kampf um Palästina wurden durch diese Erfahrung nicht hinfällig, aber seither habe ich auch nach den Gründen derer gefragt, die in diesem Kampf auf der Gegenseite standen.

Eine Welt ohne Angst

Mein Leben beginnt vor meiner Geburt. Vielleicht mit der englischen Gewehrkegel, die meinem Vater die Lende zerriss und nicht entfernt wurde, weil er als Aufrührer hingerichtet worden wäre, sobald er ein Krankenhaus betreten hätte – im Jahr 1939 wurden alle Krankenhäuser Palästinas von den Engländern kontrolliert. Ein Freund schleppte den Schwerverletzten von Versteck zu Versteck, bis endlich ein arabischer Arzt gefunden war, der ihm den gesplitterten Hüftknochen bei vollem Bewusstsein wieder richtete und die Wunde versorgte. Mein Vater schwieg vor uns Kindern über seine Vergangenheit, wie er zu seinen Schmerzen geschwiegen hatte. Aber wenn Männer geritten kamen und sich in einem der großen Zelte niederließen, von denen fast ein Dutzend im Halbkreis zwischen den Schatten spendenden Bäumen des eingezäunten Grundstücks auftrug, dessen Mittelpunkt der Palast des Scheichs Hassan Juma Suleiman Ibrahim al-Frangi bildete, dann kam es vor, dass wir Kinder aus ihrem Mund Geschichten von gemeinsam bestandenem Gefechten vernahmen, Geschichten aus einer kriegerischen Zeit, in der mein Vater sich durch Heldentaten hervorgetan hatte. Er hinkte seither und versuchte, dieses Gebrechen durch einen langsamen Gang zu verbergen, aber das war nicht der Grund, weshalb er danach den Kampf nie mehr gesucht hat. Mein Vater war immer noch stark genug, einen Jeep anzuheben, bis seine Hinterräder in der Luft hingen, und ein grundsätzlicher Verzicht auf Waffengewalt wäre ihm als Beduine ohnehin nicht in den Sinn gekommen – meine beiden älteren Brüder kamen noch in den

Genuss von Schießübungen, wie sie zur beduinischen Erziehung gehörten. Nein, mein Vater zog sich aus einem anderen Grund zurück: Er hatte die Hoffnung verloren, dass der Kampf gegen die Engländer und ihre Verbündeten, die Zionisten, zu gewinnen wäre.

Mit welchen inneren Kämpfen muss mein Vater seinen Entschluss bezahlt haben! Schon durch seine Vornamen war er mit der Geschichte dieses Landes verbunden. Denn Hassan, Suleiman und Ibrahim bilden eine geistige Ahnenreihe, die bis auf die früheste Zeit Palästinas zurückgeht, so weit überhaupt das Gedächtnis von Juden, Christen und Muslimen reicht. Hassan leitet sich von einem Verwandten des Propheten her, bezieht sich also auf eine rein muslimische Tradition. Suleiman wiederum ist das arabische Wort für Salomon, den König Israels, der nach muslimischem Verständnis ein Prophet, nach jüdischem wie christlichem ein Weiser war. Und mit Ibrahim ist Abraham gemeint, der Begründer des Monotheismus, den Juden wie Muslime gleichermaßen als ihren Stammvater verehren. Hier kam also ein geistiger Kosmos zum Ausdruck, der mehr als dreitausend Jahre palästinensischer Geschichte umfasste.

Unser Familienname Frangi weist hingegen nach Europa. Ursprünglich bezeichneten die Araber damit die Franken, die Nordeuropäer, eigentlich jeden, der als Kreuzritter nach Palästina kam. Für einige aus meiner Familie spricht dieser Name für eine Herkunft aus Korsika, wo er häufig vorkommen soll. Mein Vater allerdings wollte von dieser Erklärung nichts wissen. Er konnte sich eher mit der Idee anfreunden, diesen Namen auf Vorfahren zurückzuführen, die sich nach europäischer Mode kleideten, als das in Palästina noch ganz und gar unüblich war. In jedem Fall ist es ein ungewöhnlicher Name für eine Beduinenfamilie.

Davon abgesehen war mein Vater mit diesem Land natürlich in einem praktischen Sinn verwurzelt. Als Großgrundbe-

sitzer lebte er vom Ertrag seiner Felder. Und als Scheich, der die Verantwortung für die Hukuk-Sippe trug und damit eine Untergliederung des größten Beduinenstamms Palästinas, der Tayaha, vertrat, saß er im Rat der Stämme, der mit den britischen Kolonialbehörden verhandelte, wenn es um die Geschichte des Landes ging. Er war über die politische Entwicklung unterrichtet und muss damals bereits das Ausmaß der drohenden Katastrophe erfasst haben. Selbstverständlich bestritt er den Engländern weiterhin das Recht, Einwanderer nach Palästina zu holen und das Land jüdischen Siedlern zu geben; er sah voraus, wohin diese Politik führen würde: dass den Arabern erst das Land genommen wird, bevor sie selbst hinausgeworfen werden.

Auch wenn mein Vater das Thema der drohenden Vertreibung zu Hause, vor seiner Familie, nicht anschnitt, wird diese Aussicht als beklemmende Vorstellung auf ihm gelastet haben. Das Einzige, was man als einen Hinweis auf die innere Spannung deuten mag, unter der er stand, war ein gerahmter Spruch auf seinem Schreibtisch. Er ist mir aus unserer Zeit in Gaza in Erinnerung, aber er dürfte schon vorher in seinem Arbeitszimmer an der gleichen Stelle gestanden haben, wo ihn mein Vater täglich vor Augen hatte. Es war ein altes arabisches Sprichwort, das er sich zum Lebensmotto und obersten Gebot erkoren hatte. Es lautete: »Ich werde Geduld bewahren, bis die Geduld selbst die Geduld verliert.« Was immer geschehen sollte, er hielt sich daran. Aber er scheint es doch für nötig gehalten zu haben, sich selbst wieder und wieder daran zu erinnern.

Ich bin überzeugt, dass sich der innere Kampf meines Vaters auf mich übertrug – auf Wegen, die sich eine enge mentale Verbundenheit sucht – und als eine stete Unruhe in mir weiterlebte. Als Kind aber bekam ich von all dem, was die Erwachsenen mit zunehmender Sorge erfüllte, einstweilen nichts mit.

In der Welt, deren Licht ich 1943 erblickte, gab es keine Angst. Ich lebte im Paradies. Für mich wölbte sich an jedem neuen Tag ein strahlend blauer Himmel über ein grünes Land aus Feldern, Plantagen und Viehweiden, das sich von Horizont zu Horizont erstreckte. Weizen-, Gerste- und Maisfelder wechselten mit Gemüsegärten und Obstplantagen, und diese grenzenlose, fruchtbare Weite gehörte uns, der Familie al-Frangi, so wie uns auch die großen Schafherden gehörten, die unsere Hirten unter der glühenden Sonne vor sich hertrieben, und die Kamele, die in der Erntezeit zu Karawanen zusammengestellt wurden, um Getreide zum Markt von Gaza oder Melonen zum Markt von Jaffa zu schaffen. Wie eh und je wurde der Ferntransport bei uns mit Tieren bewerkstelligt, Lastwagen sah man selten, aber mein Vater hatte durchaus ein offenes Ohr für die Verheißungen moderner Technik. Möglich, dass ihm das Reiten aufgrund seiner Verletzung schwerfiel, denn auch Pferde besaßen wir genug, jedenfalls bewegte er sich meist mit einem Jeep durch seine Ländereien, und auf seinen Feldern kamen Caterpillar-Traktoren zum Einsatz, deren Wartung übrigens in den Händen zweier jüdischer Mechaniker lag – schon sein Wirklichkeitssinn verbot meinem Vater, Unterschiede zu machen, die nichts mit den Fähigkeiten eines Menschen zu tun hatten. Ungewöhnlich genug für einen Scheich, liebte er körperliche Arbeit und ließ sich auch von der größten Hitze nicht davon abhalten, selbst das Steuer eines Traktors zu übernehmen oder sich in einem Orangenhain an der Ernte zu beteiligen.

Die nächstgelegene Stadt hieß Beerscheva – ein Städtchen am nördlichen Rand der Negev-Wüste, das schon fast außerhalb unseres Gesichtskreises lag, denn das eigentliche Leben spielte sich auf dem weitläufigen umzäunten Grundstück ab, dessen Mittelpunkt unser Palast bildete und auf dem immer nur für wenige Nachtstunden Ruhe einkehrte.

Diesen Palast hatte mein Vater vor meiner Geburt errichten lassen, vermutlich nach eigenen Vorstellungen, denn er hatte

eine Schwäche für Architektur und griff gern in die Bauplanung ein. Die architektonischen Besonderheiten habe ich mir als Kind nicht eingepägt, aber ich erinnere mich an ein kolossales, ziemlich prächtiges Gebäude mit flachem Dach, an dessen Ausmaße kein anderes Haus der ganzen Gegend heranreichte. Es kam vor, dass ich mich in seinem Inneren verließ – alle Gänge, Zimmer, Kammern und Winkel zu erforschen, reichten jene fünf Jahre, die mir nach meiner Geburt bis zu unserer Flucht blieben, nicht aus. Erbaut war er aus massiven Blöcken von weißem Hebronstein, der im Licht der Abendsonne in einem warmen Roséton aufleuchtete. Dieser rötliche Schimmer war ein Zeichen außergewöhnlichen Wohlstands, denn nur besonders wertvoller Hebronstein nahm im späten Abendlicht diese Färbung an.

Das Leben spielte sich allerdings vorwiegend im Umkreis unseres Palastes ab, draußen, zwischen den alten Bäumen, die ringsum wohltuende Schatten warfen, und großen Beduinenzelten aus schwarzem Ziegenfell, die aus Nomadentagen in die Zeit unserer Sesshaftigkeit hinübergerettet worden waren und sich auf der Rückseite des Hauptgebäudes in einem weitgezogenen Halbkreis aneinanderreiheten, jedes geräumig genug, zwanzig Dauergäste aufzunehmen. Auch gekocht wurde unter freiem Himmel, auf offenen Feuerstellen in großen, bauchigen Kesseln, und zwar ohne Unterlass, von morgens bis abends, denn unser Grundstück glich in der Regel einem Heerlager.

Eines der Zelte bewohnten unsere Hirten. In weiteren Zelten wurden die Arbeiter untergebracht, die zur Erntezeit auf den Feldern aushalfen, die meisten von ihnen hitzeerprobte Leute aus den Küstenstädten des heutigen Gazastreifens. Andere Zelte waren Besuchern vorbehalten, die nur für ein paar Tage vorbeischaute. Und dazu kamen die Tagesgäste, Verwandte, Nachbarn, Freunde, Fremde – das Haus des Scheichs war aus den verschiedensten Gründen für viele eine Anlauf-

stelle. Oft handelte es sich um Leute seines Stammes, die sich nach einem Streit auf der Suche nach einem Schlichter oder Richter der Weisheit meines Vaters anvertrauten – er zog sich dann mit ihnen in einen bestimmten Raum des Hauses zurück, wo sie unter sich waren, oder man begab sich in eines der Zelte und tagte dort. Und bisweilen waren es Zigeuner, die uns ihre Dienste anboten, wozu die Beschneidung der Knaben und die Tätowierung der Mädchen gehörten. Die Zigeuner Palästinas lebten von solchen Dienstleistungen. Sie ritten auf ihren Eseln von Stamm zu Stamm, und wenn sie zu uns kamen, wurde ihnen wie allen anderen ein Zelt als Wohnung zugeteilt, wo sie so lange blieben, bis alle Mädchen aus der weiteren Nachbarschaft verschönert und an Stirn und Mundwinkeln tätowiert waren.

Jedenfalls ging der übliche Tumult schon morgens los, wenn nach und nach aus allen Himmelsrichtungen Reiter eintrafen, den Weg zum Hauptgebäude hochtrabten, von den Pferden sprangen und sich ins Haus begaben oder die Zelte ansteuerten. Hielten sich meine älteren Brüder in der Nähe auf, rissen sie sich darum, die Pferde der Ankömmlinge zu übernehmen und an einer der Eisenstangen festzubinden, die zu diesem Zweck unter den Baumkronen in die Erde eingelassen waren. Und es verstand sich von selbst, dass alle diese Menschen von uns verköstigt wurden.

Kaum waren die ersten Gäste eingetroffen, wurde geschlachtet – an Schafen herrschte kein Mangel –, und bald darauf verbreitete sich der Duft von köchelndem Lammfleisch über das ganze Grundstück. Undenkbar, dass ein Gast ohne ausgiebige Mahlzeit wieder abzog, dass Hirten und Arbeiter nicht wie die eigene Familie bewirtet wurden. Es war wie in den alten, ja den ältesten Zeiten, wie bei Abraham: Nichts war wichtiger, als jedem Gast Brot, Reis und Fleisch anbieten zu können. In unserem Fall handelte es sich allerdings um unvorstellbare Mengen. Meine Mutter war folglich tagsüber

unentwegt mit Essenszubereitung beschäftigt, unterstützt von meinen älteren Schwestern und allen weiblichen Verwandten, soweit sie mit ihren Familien in der Nähe wohnten. Gekocht wurden der Reis und das Fleisch in Messingkesseln, die sich über Generationen vererbt hatten und von denen gewöhnlich zehn bis zwanzig im Einsatz waren.

Gegessen wurde ebenfalls in den Zelten, und selbstverständlich mit der Hand. Die Gäste knieten dann im Kreis – oft in vielen Kreisen – um die flachen Schüsseln herum, auf denen das Essen serviert wurde. Uns Kindern fiel die Aufgabe zu, gegen Ende der Mahlzeit mit Seife, Kännchen und Handtuch von einer Gruppe zur anderen zu gehen und denen Wasser anzubieten, die sich das Fett von den Händen spülen wollten. Zum Essen kamen wir erst, wenn alle fertig waren. Meinem Vater ging es oft genug nicht anders. Vor allem bei hohem Besuch, wenn etwa die Oberhäupter der Stämme uns ihre Aufwartung machten, verlangte es seine Rolle als Gastgeber, von Zelt zu Zelt zu gehen und sich um alle zu kümmern. Er erkundigte sich, ob jeder zufrieden war, und setzte sich hier und da zum Chef einer Gruppe, griff in die Schüssel, nahm ein Stück Fleisch heraus und reichte es ihm, eine Geste der Freundschaft und Ehrerbietung. Nur wenn sich Verwandte oder gute Bekannte zum Essen einfanden, aßen wir alle mit, zuweilen sogar meine Mutter. Gewöhnlich wurde jedoch die Trennung der Geschlechter strikt eingehalten.

Aus heutiger Sicht muss unser damaliges Leben wie ein einziges Fest anmuten. Jedenfalls war der Aufwand entsprechend, und zum Erstaunlichsten gehört für mich, dass dieser ausufernde Haushalt einer jungen Frau von Ende zwanzig unterstand, die nie lesen und schreiben gelernt hatte. Ich spreche von meiner Mutter. Zwar lebte auch eine Großmutter bei uns, die Mutter meines Vaters, doch rührte sie im Haushalt nichts an – ihre Funktion erschöpfte sich darin, Würde auszustrahlen. Ich habe sie als schöne Frau mit einem vornehmen, wei-

ßen Gesicht und hennarot gefärbtem Haar in Erinnerung, die sich die meiste Zeit damit begnügte, in edler Zwecklosigkeit majestätisch umherzuschreiten. Ihr Vater war das Oberhaupt eines ganzen Stammes gewesen, und sie ließ jeden spüren, dass sie einer Herrscherfamilie entstammte. Als einzige Frau hielt sich diese Großmutter von jeder nützlichen Tätigkeit fern und war damit das genaue Gegenteil meiner Mutter, die selbst nachts keine Ruhe fand, solange irgendjemand noch etwas brauchte.

Möglicherweise lebte sie in dem Glauben, ihren Platz in diesem Haus durch Leistung täglich neu erkämpfen zu müssen, denn meine Mutter war eine schlichte und zudem über alle Maßen ängstliche Frau, die in Gefahrensituationen, wie sie später eintraten, allerdings über sich hinauswachsen konnte und dann einen Mut bewies, der alle in Erstaunen versetzte. Vorläufig erlebten wir sie als einen Menschen, der sich unentwegt Sorgen machte – vor allem um mich, das lebhafteste und unbändigste ihrer Kinder – und unablässig Gott anflehte, dieses oder jenes zu verhindern oder von uns abzuwenden, und schon aufschrie, wenn eine Maus durchs Zimmer lief. Ihr seismografisches Gespür für Gefahr bezeugt vielleicht am besten eine Episode, die ins Jahr 1969 fällt. Ich war bei einer Abendveranstaltung in Frankfurt zusammengeschlagen worden und hatte schwere Kopfverletzungen davongetragen. In derselben Nacht träumte meine Mutter, ein israelisches Kampfflugzeug fliege über sie hinweg, während sie auf dem Dach ihres Hauses die Wäsche aufhänge, und streife dabei ihren Scheitel. Mit dem Gedanken an mich schreckte sie aus dem Schlaf auf, eine Hand schützend auf ihren Kopf gelegt. Am folgenden Tag kam über den arabischen Dienst der BBC die Meldung, ich sei von einer Schlägerbande lebensgefährlich verletzt worden. Meine Mutter fiel in Ohnmacht. »Ich wusste, dass dieser Traum mit dir zusammenhing«, sagte sie mir später.



Abdallah Frangi

Der Gesandte

Mein Leben für Palästina. Hinter den Kulissen der Nahost-Politik

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 432 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-19354-3

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Aus dem Widerstand an den Verhandlungstisch

Als enger Vertrauter von Arafat war Abdallah Frangi 42 Jahre lang in Deutschland und wurde hier zur Stimme der Palästinenser – seit 1974 als offizieller Vertreter der PLO in Bonn und Berlin. Durch seine engen Kontakte zu den maßgebenden Politikern brachte er die Interessenlage des palästinensischen Volkes auf die politische Agenda. Er pflegte u. a. Verbindungen zu Hans-Jürgen Wischniewski, Joschka Fischer, Hans-Dietrich Genscher und Gerhard Schröder – ein einzigartiger Blick hinter die Kulissen der internationalen Politik.

Abdallah Frangis Leben liest sich spannend wie ein Agententhruiller: Aufgewachsen in einer einflussreichen Beduinenfamilie, wird Frangi im Alter von fünf Jahren mit seiner Familie aus dem soeben gegründeten Staat Israel nach Gaza vertrieben. Mitte der 50er-Jahre, als Gaza vom israelischen Militär besetzt wird, gehört sein ältester Bruder zu den Gründungsmitgliedern der palästinensischen Freiheitsbewegung Fatah. Nach dem Abitur geht Frangi für ein Medizinstudium nach Deutschland, und es beginnt sein über 40 Jahre andauerndes Engagement für Palästina in Deutschland. Nach den Anschlägen einer palästinensischen Terrorgruppe während der Münchner Olympiade wird Frangi ohne jede Begründung aus Deutschland ausgewiesen und steht auf der Todesliste des israelischen Geheimdienstes. Nur knapp entgeht er selbst einem Briefbombenattentat und muss erleben, wie viele seiner politischen Mitstreiter ermordet werden. Dennoch setzt sich Frangi unerschütterlich für eine friedliche Lösung des Nahost-Konflikts ein. Vom Beduinenzelt in die Bonner Republik – Lebensgeschichte als Weltgeschichte.